

Thomas Gutknecht

Geschichte, Wesen und Form des Gespräches in der abendländischen Kultur*

Beitrag zum Dialog Workshop im Odenwald am 05.02.2004

auf Einladung von Volker Viehoff (Viehoff Consulting)

Ihnen etwas über die Macht des Wortes vorzutragen, hieße wohl Eulen nach Athen tragen. Denn wenn es Geist gibt – und wer zweifelte daran im Ernst –, so äußert er sich vornehmlich neben der Kunst in Wort und Zeichen, im Sprachgeschehen; am vorzüglichsten wohl in der Kunst des Redens und der Kunst des Verstehens, zumal in der Kunst des Gesprächs. Für die Kunst des Gesprächs, für das Miteinanderreden und Aufeinanderhören ist nun aber nicht nur das Können, die technische Seite des Dialoges wichtig, sondern mehr noch das Ethos, die Haltung im Gespräch, die Intention, das Dialogische selbst. Der Dialog ist die Form, das Dialogische das Wesen des Gesprächs in seinen vielfältigen Ausprägungen.

Man sagt zwar, das Gegenteil von Können sei: „gut gemeint“. Im Fall des Gesprächs ist aber die gute Absicht die erste und wesentliche Voraussetzung, wenn es gelingen soll. Niemand kann wirklich verstehen und erkennen, was der andere sagt, wenn er nicht prinzipiell anerkennen will, dass der andere unter Umständen Recht haben könnte. Ja – ich möchte sogar behaupten, dass es ohne die Bereitschaft zur Anerkenntnis keine Erkenntnis gibt. Schierer Selbstbehauptungswille macht einsam und mangelnde Gesprächsbereitschaft bedeutet Gefangenschaft im eigenen Ich; wörtlich heißt das im Griechischen Idiotie.

Wenn ich sage, der Dialog sei die Form, das Dialogische das Wesen des echten Gesprächs, so ist das eine Unterscheidung, die noch weiter vertieft werden kann: wir können von der Vernunft her den Dialog verstehen – oder aber vom Dialog her die Vernunft. Im ersten Fall haben wir es mit der Wurzel abendländischer Dialogkultur aus griechischem Erbe, vor allem der Philosophie zu tun. Im zweiten Fall mit der Wurzel aus biblischer Tradition, also mit der Religion.

* Plan des teilweise in freier Rede gehaltenen Vortrags ist am Ende beigefügt

Den Dialog von der Vernunft her verstehen bedeutet, das Gespräch verstehen aus dem Interesse der Vernunft. Das Schwergewicht liegt nicht bei den sich unterredenden Personen, sondern bei der Sache. Platon, der große Dramatiker und Dialogschreiber deutet an: Wahrheit ereigne sich als menschliche Realität einzig im Gespräch: „Durch Sich–Unterreden viele Male und durch langes vertrautes Zusammensein um der Sache willen entzündet sich wie von einem fliegenden Funken im Nu das Licht“ heißt es im Siebenten Brief. Den Sokrates lässt er im Kriton sagen: „Ich möchte also in Gemeinschaft mit Dir untersuchen, was richtig und falsch ist.“

Hingegen bedeutet die Vernunft vom Dialog her verstehen, auszugehen von der Person, die immer Person unter Personen ist. Das einzelne Individuum ist eine Abstraktion. Der konkrete Mensch ist Mensch–mit–Menschen, der Mensch existiert gewissermaßen im Plural. Ohne Du kein Ich. Person ist der Mensch als Geistwesen, das im Wort sich ausspricht und verständigt, sich zeigt und die Dinge erscheinen lässt als das, was sie uns sind. Die Wirklichkeit ist sprachlich vermittelt. Hier liegt das Schwergewicht nun nicht auf der Erkenntnisbemühung, sondern bei der Existenz, bei den Personen. Die dialogische Situation ist der Ausgangspunkt und das Gemeinschaftliche ein Ziel, aber nicht als Einheit der Überzeugungen, sondern zuerst als Einheit der Kommunikation.

Beide Traditionen stehen in Spannung zueinander wie überhaupt Philosophie und Religion. Allein aus dieser Spannung ergeben sich nicht enden wollende Gespräche. Doch der Dialog von Wissen und Glauben oder von Philosophie und Theologie ist jetzt nicht Gegenstand. Vielmehr ist hier der Ort, nochmals auf den Zusammenhang von Erkenntnis und Anerkenntnis zu sprechen zu kommen. Er hat zu tun mit den zwei wichtigsten Aspekten der geistigen Realität. Personen verkehren miteinander. Das Vehikel der Kommunikation von Ich und Du ist das Wort. In ihm, im Wortgeschehen verbinden sich Mensch und Welt und Mensch und Mensch. Ein Wort ist immer gerichtet an jemanden, und immer besagt es etwas. Person und Sache gehören zusammen. Auf die Person ist Anerkenntnis, auf die Sache Erkenntnis zu beziehen. Auch so wird nochmals deutlich: Dialog kann von der Vernunft her, und die Vernunft vom Dialog her gedacht werden.

Dialog, der von der Vernunft her gedacht wird, verweist uns auf die Ursprünge, wo der Mythos zum Logos übergang. Der Dialog folgt der

Orientierung am Logos. Er dient der Entfaltung der Sachlogik, macht Überzeugungen verallgemeinerungsfähig und verbindet alle vernünftigen Menschen. Er führt zur Sache und führt uns untereinander zusammen. Für das Abendland charakteristisch ist eine Philosophie, die ein Weg zur Weisheit im Bemühen um Erkenntnis, um Wissen und Wahrheit sucht. Wissen verbindet Erfahrung mit der Einsicht in Gründe. Wissenschaftliche Haltung nimmt allein das für bare Münze, was auf Einsicht in Gründe basiert. Die alten Griechen dehnten diese Begründungsforderung auch auf Fragen der Lebensordnung aus. Die Reflexion verlangt auch den gewachsenen und tradierten Sitten Gründe ab. Aus bloßer Gesittung wird so universale Sittlichkeit. Das Wahre und das Gute werden konvertierbare Bestimmungen; die Ordnung des Kosmos soll sich in den Gesetzen und Regeln irdischer Ordnungsvorstellungen spiegeln.

Um dahin zu kommen, braucht es den Dialog – sowohl um zur Einsicht zu finden, aber auch dazu, ihr in Freiheit Geltung zu verschaffen. Die Autorität liegt nicht mehr länger bei charismatischen Führern, sondern im öffentlichen Vernunftgebrauch in der Polis. Unterordnung unter Menschen wird als Despotie verstanden; Selbstbestimmung, Autonomie sitzt Leitung durch die Vernunft, den Logos voraus. Im Dialog sucht man zu überzeugen, nicht zu überreden. Demokratie gehört als soziale Folge zum Kern europäischer Dialoggeschichte.

Vernunft vom Dialog her gedacht verweist auf die zweite Quelle unserer Kultur: die Abkunft der Religion als Glaube aus dem Hören auf einen Gott, der als ein sprechender, als personhafter Gott gedacht wird. Biblisch versteht sich Israel als Hörer des Worts, als Adressat göttlichen Handelns in einer Welt, die dieser Gott durch sein Wort ins Dasein gerufen hat.

Heute muss man sich ja beinahe für alles entschuldigen, was Anspruch auf Wahrheit macht. Im Fall unserer Verwurzelung in der Vernunfttradition geht die Kritik auf den Rationalismus, ihr Charakteristikum seit dem Übergang vom Mythos zum Logos. Rationalisierung in Wissenschaft, Wirtschaft und Technik, der unheiligen Trinität, wird als letzte Ursache von Herrschaft wider Mensch und Natur denunziert. Geradezu peinlich berührt wird mancher Zeitgenosse von der Auskunft, dass auch die jüdisch-christliche Tradition das Gesicht des europäischen Abendlandes prägt. Am doppelten Quellgrund unserer Kultur steht der Dialog – aber auf je andere Weise. Und auch das zeichnet die innere Dynamik aus: dass die beiden Traditionsstränge in unterschiedlicher Weise mit- und gegeneinander wirken. So gibt es nicht nur den Dialog aus dem Logos im Interesse der Erkenntnis einerseits; und nicht nur die

personhafte Zuwendung im Logos aus dem ewigen innergöttlichen Dialog, mit der der Mensch absolut anerkannt wird – sondern auch den Dialog von Vernunft und Glaube. Das reicht von behaupteter Identität auf der einen Seite bis zur Negation jeglicher Verträglichkeit auf der anderen. So konnte man ausrufen: Was geht Golgotha die Akropolis, was Jerusalem Athen an?! – Und seitens der Philosophie heißt es, Glauben und Denken trenne ein solch tiefer Graben, dass christliche Philosophie von vornherein ein hölzernes Eisen sei.

Während der griechische Logos auch auf die Technik des Gesprächs geht, das Handwerk des Mundwerks und der O(h)rientierung – mit „h“ geschrieben –, geht es bei der biblischen Dialogik gleichsam um die Seele des Gesprächs, um die Sprecher und Hörer des Worts. Während es den Griechen um Vernunft und Widervernunft, um das Allgemeine und zeitlos Gültige geht, kommt hier Wahrheit als Treue und statt Vernunft der Wille ins Spiel. Beim Glauben, der sich vom Wissen dadurch unterscheidet, dass man zwar weiß, aber nicht aus eigener Erfahrung und Einsicht, sondern kraft eines Vertrauens, geht es somit eher um Gehorsam und Rebellion bzw. um Liebe und Selbstbehauptung. Es ist kein Wunder, dass die Dialogphilosophie von religiösen Denkern entfaltet wurde.

Diesem Einstieg entsprechend möchte ich mit Ihnen zuerst die Bedeutung des Logos bedenken. Zweitens dann das Ethos im Wortgeschehen selbst, in Wort und Antwort von Ich und Du. Unterscheiden wir so den Dialog und das Dialogische, ergeben sich weitere Aspekte: nämlich dass noch im Dialog selbst das Dialogische mit Füßen getreten werden kann und dass andererseits der im Ernst geführte Sachstreit Ich und Du verbindet. Der Dialog kann auch die Form des Vortrags annehmen und ständigen Dialogisieren, im höflich harmlosen Entgegenkommen sich eine ganz undialogische Haltung verbergen. Man kann etwas gemeinsam, aber dennoch gemeinschaftslos tun. Bündelung ist nicht Verbindung. Der moderne Mensch erscheint oft genug wie zusammengepackt: Individuum neben Individuum, gemeinsam ausgerüstet, gemeinsam ausgerichtet, von Mensch zu Mensch nur so viel Leben, dass es den Kreislauf von Produktion und Konsum in Gang hält. Dabei scheinen alle mit allen zu kommunizieren. Telefon, E-mail, SMS, aber tatsächlich ist das doch nur ein Nebeneinander und kein Beieinander, kein Aufeinanderzu. Wir erleben den organisierten Schwund der Personhaftigkeit mit der Folge Subjektivität. Das modische Auf-Dialog-Machen hat ein Gschmäckle Richtung banaler Harmonie. Das echte Gespräch hat nicht das Ziel, Nestwärme zu produzieren. [Beispiel „Liebe“]

In Dia-log steckt, was die alten Griechen „Logos“ hießen. Logos ist das Grundwort ihrer Kultur. „Logos“ ist, wie jeder Faust-Leser hinlänglich weiß, ein unübersetzbares Wort, ein Herzwort der griechischen Gesinnung und Sprache – so wie etwa das französische „esprit“ oder das deutsche „Gemüt“. Eine lateinische Übersetzungsbemühung sagt für Logos: „Ratio“. Alles, was wir mit Rationalität in Verbindung bringen, also nicht nur das im engeren Sinn Logische, vielmehr auch das Sinnhafte, das Verstehbare und das, was verständlich gemacht werden kann, ja die Vernünftigkeit selbst – das will mitgedacht sein.

Heraklit, der Prophet des Logos, sagt: Mit den Gelüsten ist schwer streiten. Jeder ist für sich allein im Schlaf, aber wachend folgen wir dem Logos und bauen mit ihm an der gemeinschaftlichen Welt. Diesem Gemeinschaftlichen sollen wir folgen. Der Logos kann die Existenzen verbinden. Vielwisserei, meint Heraklit, lohnt nicht. Nur auf das eine kommt es an: den Logos zu kennen, nach dem alles geschieht und der alles lenkt.

Den Logos sieht Heraklit als die rationale Struktur des Kosmos, dem wir alle angehören. Deshalb verbindet dieser Logos auch uns untereinander: „Wenn man sich mit dem Logos, mit dem man doch ununterbrochen in Verbindung steht, entzweit, werden selbst die alltäglichen Dinge den Menschen fremd, sie selbst einander aber besonders.“ (Fragm. 90/72). „Gemeinsam ist allen der Logos“ (Fragm. 88/113). Daher muss man ihm, dem gemeinsamen Logos, in dem man sich zu verständigen vermag, folgen und nicht so tun, als ob jedes eine nur ihm eigentümliche Denkkraft hätte.“ (Fragm. 32/2) Karl Jaspers fasst das kurz und bündig in die These: „Vernunft verbindet, bloßes Dasein trennt“.

Diesem Wort Logos, das in etwa Wort, Sprache, Sinn, Gemeinsinn, Verständigkeit und Vernunft meint, diesem Wort entspringt und entspricht nun also das Wort Dia-log, das Rede und Widerrede, Wort und Antwort, also ein gesamtes Sprachgeschehen umfasst: Zwie-Sprache. Die Vielfalt im Einen des Gesprächs, das wir sind, ist angelegt im Logos. Ich nannte dies vorhin „den Dialog von der Vernunft her denken“.

Wenn wir die Gestalt unserer Kultur betrachten, wird deutlich, dass sie mit Recht logozentrisch heißt. Bisweilen wird diese Zentrierung auf das Wort und die Ratio als Logozenismus angegriffen. Die Rationalität wird verantwortlich gemacht für die Übel, die angeblich die europäische Zivilisation begleiten. In einer Art Pseudo-Aufklärung soll über den Aufklärungsanspruch der Vernunft „gegenaufgeklärt“ werden, als ob die Logosorientierung sich feindlich gegen

Gefühl, Leben, Natur... richte. Unter dem Banner von Gefühl, Leben, Natur trifft sich, was sich zum Kreuzzug wider das Wort versammelt. Doch selbst das geschieht ja durch Meinungsbildung und Reden, die für diese antirationale Position einnehmen wollen. Der Unterschied zu den Anwälten der Vernunft ist, dass man sich dabei einer Rechenschaft durch Argumente natürlich entoben sieht und auf anders motivierte Gefolgschaft setzt. Ohne Begründungsanspruch für mein Tun bin ich unangreifbar, jedenfalls unangreifbar durch Gegenargumente. Wer nicht aus Gründen tut, was er tut, ist prinzipiell nicht belehrbar, es sei denn durch die negative Erfahrung, die man dann zu meiden trachtet.

Aber in der Regel verschlimmert dies den Zustand des Einzelnen wie der Menschheit. Wer einmal Angst bekommen hat, wird sie künftig verhindern wollen. Was dann auch immer aus Angstvermeidungsstrategien heraus getan wird, bleibt aber doch im Grunde von Angst bestimmt. Angstüberwindung ist nur dadurch möglich, dass man Angst zunächst zulässt und aushalten lernt, sie sprechen lässt, wo sie hingehört und im übrigen dann zu Einsichten kommt, die frei machen zu tun, was erforderlich ist oder zu erstreben, was unser Streben verdient. In solcher Weise mit der Angst leben zu lernen gehört zum Programm vernünftigen Philosophierens seit der Antike. Dies setzt allerdings den vernünftigen Diskurs über Ängste und Leidenschaften voraus. Ohne die Arznei des Geistes, wie Philosophie, Vernunft oder Weisheit alternierend genannt werden, gibt es nach dieser Tradition keine Freiheit.

Erst Hegel hatte die Vernunft in übersteigerter Weise absolut gesetzt – oder besser: seine Vernunft für das Absolute erklärt. So ist nachvollziehbar, wozu Schopenhauer die Vernunft als Illusion enttarnt und den völlig a-rationalen blinden Willen für das ausgegeben wollte, was die Welt im innersten zusammenhält. Das sollte uns Irdischen immunisieren gegen Allmächtsphantasien. Aber von in Maßen berechtigter philosophischer Vernunftkritik, vor allem jedoch von neuheidnisch-esoterischer Vernunftlosigkeit einmal abgesehen, ist in Rede und Tat unsere Kultur seit jeher vom Wort bestimmt. Wo das Wort geschätzt wurde, stand sie in Blüte. Nicht im Schweigen oder Verschweigen wissen wir uns als ein Gespräch – so Hölderlins geglückte Formulierung, sondern im geistigen Austausch durch Wechselrede, Anrede und Antwort.

Neben der griechischen Aufklärung steht die biblische Tradition. Aus ihr ergibt sich ein Weltverständnis, das besagt, die Welt im Ganzen habe Wortcharakter. Am Anfang steht die an sich ungeheuerliche These, dass ein der Rede fähiger Gott die Schöpfung durch sein Wort ins Dasein gerufen hat; dass alle Welt sich diesem schöpferischen Wort. Alles, was ist und was geschieht, kann transparent sein für Transzendenz, Zeichen oder Laut eines Anrufs werden, der auf Antwort wartet. Die Antwort geben wir mit den Gesten unserer Existenz. Der Mensch ist, profan gesagt, sich selbst Frage, verwiesen auf das einzig Selbstverständliche: das Geheimnis. Religiös gesprochen: der Mensch ist Hörer des Worts, verwiesen auf das geheimnisvolle, Gott genannte Wovonher und Woraufhin seiner Existenz, und Gott das innerste Geheimnis des Menschen. Der stumpf gewordene Spießersinn mag alles selbstverständlich finden und fraglos dahinleben. Wer, wie Habermas sagt, nur ein wenig religiös musikalisch ist, wird allerdings staunend vor der Tatsache stehen, dass überhaupt etwas ist und nicht nichts. Und nun kommt die christliche Botschaft und treibt diese biblische Sicht auf die Spitze: Jetzt begegnet der Logos Gottes den Menschen menschengeworden. Nochmals erinnere ich an die angedeuteten Übersetzungsprobleme Dr. Fausts: Am Anfang war das Wort, die Weisheit Gottes, eben der Logos. „Εν αρχη“, so heißt es im Johannesprolog, ην ο λογος“. Anstelle des Gewöhnlichen: „Im Anfang war das Wort“ übersetzt Friedolin Stier im Sinn

Martin Bubers: „Im Uranfang war Er, das Wort“. Der unerhörte Anspruch, der ja Zuspruch sein will, lautet: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ – oder: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Zeitgenossen tun sich schwer damit. Aber wie dem auch sei – es geht ja jetzt um die Rekonstruktion unserer Geistesart –: jedenfalls hängt die Wirkmächtigkeit des Logosgedankens im Abendland an der Verknüpfung beider Traditionen. Weil von religiöser Seite das Thema Dialog zur Theologie führt (und vom Gebet bis zur Offenbarung, von der Spiritualität bis zum Dogma reicht), möchte ich Sie damit so ungefragt und Sie vielleicht so unvorbereitet treffend, nicht weiter behelligen. Bei aller erdenklichen Bereitschaft zum Dialog ist dieses nur in freier Rede vermittelbar. Ich verzichte daher auf die christologische Entfaltung des Logosbegriffs und belasse es bei der Andeutung des Heraklit: Nur eines ist weise, wissen zu wollen, was der Logos (be)sagt – um ihm zu entsprechen und demzufolge mit sich und den anderen in Einklang zu kommen.

Nicht verzichten können wir in diesem Zusammenhang allerdings auf die ganz praktische Ausformung der Dialogkultur im Judentum. Hier wurden tiefe Einsichten gewonnen über das Wesen des Personalen und über die Bedingungen unseres Menschwerdens; des Menschen, der sich „in der Ich–Du–Welt des Dialogs und in der Wechselwirkung von Sprache und Freiheit findet und bildet.“ (Max Seckler)

Ich spreche von einem Phänomen der jüdischen, vermutlich gemeinsamen orientalischen Gesprächskultur, das zunächst reichlich absonderlich erscheint, das aber in dem Maße, in dem man das dabei vorausgesetzte Wahrheitsverständnis und den darin geübten Umgang mit der Wahrheit erfasst, immer faszinierender wird. Man wird sich dabei mehr und mehr der Engführungen bewusst, denen der Westen im Gefolge seines logozentrischen Denkens verhaftet ist. Gemeinhin verläuft ja unsere Erkenntnisbemühung linear. Vom Logos der Griechen herkommend ist für uns der Dialog meistens ein Sprachprozess. An dessen Anfang steht der Streit, dessen Ziel und Ende aber soll die Übereinstimmung in den Ergebnissen sein. Der Dialog verflacht hier zu einer formalisierten dialektischen Methode, am Ende steht das Ergebnis, das möglichst in Form irreformabler Sätze festzuhalten und den Geistern aufzuerlegen ist. Gemeinschaft wird dann idealtypisch im Konsens gesucht. Wes Brot ich ess, dess Lied ich sing, könnte das Motto sein. Widerspruch durch Personen und durch Positionen wird als Gefährdung der

eigenen Identität erlebt. Überwundene Meinungen werden draußen vor den Mauern bestattet und der Schande und dem Vergessen überlassen. Ihre Ehre liegt bestenfalls in dem dialektischen Dienst, den sie dem Sieger geleistet haben, ihre Wahrheit ist nicht dialogisch präsent, sondern dialektisch aufgehoben. Gibt es im geschichtlichen Umgang mit der Wahrheit etwas Unmenschlicheres als irreformable Sentenzen? Die Tendenz zum Totalitären, zur Uniformität der Wahrheitshabe und zur Gleichschaltung der Geister –, auch der Fundamentalismus ist hier strukturell verankert. Aus dieser Sicht war die Inquisition kein Zufall und kein Sündenfall der beteiligten Personen, sondern ein konstruktionsbedingter Effekt.

Der Dialogtypus dagegen, der sich in den religiösen Überlieferungen des Judentums entwickelt hat, ist von anderer Art. Der Dialog selbst ist das Leben der Wahrheit. Ernst Simon sagt: "So sitzen wir lernenden Juden in einem unendlichen Gespräch, von Moses sich herleitend und seitdem niemals ganz abgebrochen. Die Melodie des Gebetes wird begleitet von der Melodie des Lernens; deshalb ist es in der Judenschule so laut, wie das nicht ganz freundliche Sprichwort es will" (Entscheidung zum Judentum, Frankfurt 1979, S. 64).

Zur Eigenart dieses Gespräches gehört es, dass unterlegene Meinungen ihre Würde behalten und dass ihre mögliche Wahrheitsrelevanz konstruktiv berücksichtigt wird. Eine Episode aus dem Babylonischen Talmud (Traktat Erubin 13 b) verdeutlicht das: "Drei Jahre standen sich die Schule des Schammai und die Schule des Hillel gegenüber. Die eine sagte: die Halacha richtet sich nach uns! Die andere sagte: die Halacha richtet sich nach uns! Da ertönte das Echo einer Stimme und sprach: diese und jene sind Worte des lebendigen Gottes, aber die Halacha richtet sich nach der Schule Hillels. Man fragte sich: „Wenn diese und jene Worte des lebendigen Gottes sind, warum wurde dann die Schule Hillels gewürdigt, dass die Halacha nach ihr entscheiden wird?“ Unsere Lehrer gaben darauf folgende Antwort: weil (die Halacha aus der Schule Hillels) verträglich und sanftmütig ist und weil sie neben ihren eigenen Meinungen auch die Ansichten der Schule des Schammaj lehrt. Und mehr noch: die Leute aus dem Hause Hillels stellen die Ansichten der Schule des Schammaj den eigenen Ansichten voran."

Aus dieser Anekdote spricht der Geist der Fairness. Er ist getragen von dem Bewusstsein, dass nicht die Einheit der Überzeugungen, sondern die Einheit

der Kommunikation das Entscheidende ist. Neben der Mischna, der Grundschrift des Talmuds, die um 200 n. Chr. redaktionell fertig gestellt wurde, fanden die als verbindlich angesehenen Texte Aufnahme. Was geschah mit dem Material, das nicht in die Mischna aufgenommen wurde? Es ging als eine eigene Sammlung in ein Beiwerk ein als Hinzufügung mit Namen „Tossefta“. „Die partielle Auflockerung des schon kodifizierten Gesetzes ist durchaus bewusst erfolgt. Die Tossefta stellt das Problem ausdrücklich zur Diskussion. Es heißt dort: Als nach der Zerstörung Jerusalems die Weisen sich in Jawne wieder zusammengefunden hatten, sagten sie: Die Stunde wird kommen, in der ein Mensch ein Wort aus der Tora oder ein Wort aus der Überlieferung sucht und es nicht findet. Sie beschlossen, alle Diskussionen zu sammeln und mit den Namen der Tradenten aufzubewahren. Die bindende Entscheidung sollte dann nach dem Mehrheitsprinzip fallen. Weshalb aber, so fragen sie weiter, sind dann auch die Minoritätsvoten, selbst wenn sie von einem einzigen Gelehrten stammen, aufbewahrt worden? Nach einer Meinung nur, um sie eben durch ihre Erwähnung und Widerlegung außer Kraft zu setzen. Rabbi Jehudu aber ... widersprach; sie sind aufbewahrt worden, damit man sich auf sie wird stützen können, wenn vielleicht ihre Stunde kommt.“ (Ernst Simon)

Eine jüdische Anekdote, die wohl die Ätiologie zum krummen Gemäuer einer Synagoge geben will, erzählt: Im Lehrhaus war, wie nicht selten, über eine Gesetzesfrage Streit entstanden. Der in der Argumentation und in der Abstimmung unterlegene Rabbi Elieser nahm in seinem Starrsinn Zuflucht zu Wundern. Eines der Wunder, das er zustande brachte, bestand darin, dass die Wände des Lehrhauses sich in die Schiefe neigten, um zu bezeugen, dass er im Rechte sei. Da schrie Rabbi Jehoschua, der Sieger des Disputs, sie an: Wenn Schüler der Weisen miteinander um das Gesetz ringen, was hat das mit euch zu tun? Und die Wände neigten sich nicht weiter, wegen der Ehre Rabbi Jehoschuas. Sie richteten sich nicht wieder auf, wegen der Ehre Rabbi Eliesers, und noch immer stehen sie schief da.“ Das Schiefe ist das Lebendige – verglichen damit ist unserer Architektur weniger Sinnbild der Ordnung denn Anschauung vom Ungeist...¹

Die Beratungskulturen kann man übrigens ebenso unterscheiden in charismatische und wissensbasierte Beratungsprozesse. Auf den ersten Blick scheint die dialog- und argumentationsbereite Seite im Recht, aber nur dann,

¹ S. 7ff. weithin nach Max Seckler, Die schiefen Wände des Lehrhauses, Freiburg 1988.

wenn sie auch bereit ist, jene auf andere Weise schöpferische, charismatisch unmittelbare und unvermittelbare, d.h. nicht lehrbare Form gelten zu lassen, die oft etwas autoritär aussieht. Deren Stärke ist der unmittelbare Anspruch und Zuruf, der Einsatz der Person. Für die dialogische Haltung ist auch dies von Wert. Den anderen meinen, darum geht es. Nicht darum, miteinander verhandelt zu haben und entgegenkommend zu sein. Nochmals: Schließlich kann der Dialog eine Maske der Dialogunwilligkeit sein. Wer keine Farbe bekennen und keine Position beziehen will, gibt sich womöglich gesprächsoffen, führt aber mit seiner Unentschiedenheit den Dialog ad absurdum. Der Dialog braucht zwei, die einander andere sind; zwei, die einander etwas zu sagen haben. Es ist ja nur zu bequem, geistige Trägheit als Toleranz zu tarnen und sich larmoyant weltläufig zu geben, nicht angreifbar, nicht fassbar – verloren im Gerede. Unterhaltung, Konversation, Plausch und Plaudern, Geschwätz und small talk, selbst das Gezänk hat Platz im Rahmen der ästhetischen Dimensionen des Gesprächs. Aber nur das kognitiv dimensionierte erfüllt den höchsten Anspruch des geistigen Lebens.

Es gab einmal einen weisen Rabbi, der einen Streit schlichten sollte. Als er die erste Partei angehört hatte, sagte er: „Ihr habt Recht“. Als er die zweite Partei bei sich empfangen hatte, entließ er auch diese mit „Ihr habt Recht“. Seine Frau, die die Gespräche in der Stube von der Küche her verfolgt hatte, richtete das Wort an ihren Mann: „Wie kannst du nur beiden recht geben und zu beiden Seiten sagen: Ihr habt Recht?“ Da erwiderte der: „Wie Recht du hast, Frau, Du hast ganz Recht!“ Hier versteht ein höheres Wissen womöglich in dialektischer Weise relatives Recht nach jeder Seite. Aber wir müssen oft genug nicht nur richterlich, sondern anwaltlich sprechen – um der Entschiedenheit willen. Und dann könnte ein streitbares, aber auch verbindliches „Hier stehe ich und kann nicht anders“ angebracht sein.

Der Dialog verlangt übrigens keine Symmetrie bei den Teilnehmern; im Gegenteil: gerade damit faktisch bestehende Ungleichheit, unberechtigte Herrschaft oder Ungerechtigkeit abgebaut wird, braucht es ja die Dialoge. Vorausgesetzt ist nur eine einzige Gleichheit: dass jedes gute Argument, gleichgültig von wem es kommt, zählt. Es wird nicht ausbleiben, dass dann auch früher oder später die Gleichheit der Sprecher anerkannt wird. Anders gesagt: je mehr Asymmetrie, umso wichtiger das Gespräch. Umso gefährdeter aber auch, weil Herrschaft zur Gewaltanwendung neigt, wo sie nicht negativ sanktioniert wird. Doch empfiehlt es sich in jedem Fall, lieber das Gespräch zu wählen als den Krieg zu riskieren, der – ganz lebenspraktisch verstanden – das Gegenstück zum Dialog ist. Im Krieg gibt es schlimmstenfalls nur Verlierer, beim Dialog bestenfalls nur Gewinner.

Auch das Wort kann natürlich zur Waffe werden wie alles. Rosenkriege zeigen, will leicht das Wort missbraucht werden kann. Im Horizont des Dialogs wächst hingegen mit jedem offenen Wort Vertrauen, das am Ende sogar einmal in Schweigsamkeit münden kann.

Im Zeitalter des Psychologismus ist es besonders schwierig, echte Gespräche zu führen. Denn die Psychologie ist eine Schule des Verdachts. Man traut sich oft selbst nicht mehr über den Weg. Wie soll man dann, sozusagen Eins zu Eins, glauben, dass, was einer sagt, aus seiner Mitte kommt? Sind wir nicht alle ein wenig „Bluna“, wie ein Werbespot sagt? Nicht, dass man bewusst lügt. Viel vornehmer und sublimer: es ist halt keiner Herr im eigenen Haus. Und wo es nur von (womöglich unbewussten) Interessen geleitete Perspektiven gibt, zerfällt die Gemeinschaft. Man will – und glaubt sich dazu berechtigt – hinter alles schauen. Das zwischenmenschliche Misstrauen, das der Psychologismus lehrt, ist die sublimste Bellifizierung. Der Mensch ist dem Menschen nicht einfachhin Wolf, sondern Wolf im Schafspelz. So gesehen vertraut man schließlich, wenn überhaupt noch, allenfalls Wölfen...

Am Anfang, könnte man meinen, war die Menschheit naiv, unschuldig, aber auch voller Würde. Inzwischen wissen wir mehr über uns. Ob es das Wesentliche ist, steht auf einem anderen Blatt. Allerdings: wenn wir nicht zur zweiten Unschuld gelangen, war unsere Geschichte ein Irrweg. Von dieser Geschichte kann ich jetzt nur noch ein paar wichtige und herausragende Stationen in Erinnerung rufen.

Seit Heraklit, sagte ich, ist Logos ein zentraler philosophischer Begriff. Und seit Platon bietet „Dialog“ das große Stichwort für die Art und Weise des Umgangs von Menschen miteinander, die sich gründlich von jener Form absetzt, in der es um Siegen und Besiegen, um Fressen und Gefressenwerden geht. Bei Herodot findet sich ein interessanter Text zur Illustration griechischer Haltung, der sehr an die jüdische Dialogik erinnert. Darius, der Perserkönig, will zeigen, dass es der bloße Brauch, der Nomos ist, der über alle Menschen herrscht. Alle halten demnach ihre Gebräuche für die bestmöglichen. Und doch tun alle jeweils anderes. Die Gebräuche stehen zueinander in Widerspruch. Was die einen pflegen, wird von den andern gering geschätzt. Zu seiner Unterhaltung ruft Darius Griechen und Vertreter eines indischen Volks herbei. Er fragt sie, wie sie es mit dem Begräbnis

hielten und ob sie bereit wären, ihre Sitten zu ändern. Die Griechen verbrannten zu dieser Zeit ihre Toten und erklärten, dass sie sie um nichts in der Welt aufessen wollten, während die Inder gerade dies taten. Die Inder, so Herodot, schrieten nun entsetzt und erzürnt auf, dass sie die Toten niemals verbrennen würden. Auch den Griechen war ihr Brauch heilig. Doch Herodot zeigt einen gewichtigen Unterschied: zum einen hören die Griechen schweigend die Fragen des Königs hören und antworten ihm gelassen, während die Inder ihn sofort überschreien und zum Schweigen bringen wollen; zum anderen möchten sie von einem Dolmetscher genau wissen, was Darius die Inder fragt. Sie sind bereit, ja sogar daran interessiert, das Fremde kennen zu lernen, zu sehen, was nicht das Eigene ist. Sie stellen sich und öffnen sich dem, wofür gute Gründe sprechen. In der theoretischen Haltung findet sich bereits der wissenschaftliche Eros der Europäer angelegt. Die weltgeschichtliche Leistung der Griechen besteht darin, Vernunft als reflexive Struktur und unhintergehbare Norm des Menschseins zur Geltung gebracht zu haben.

Ohne diese Mentalität wäre es nicht zur ersten Aufklärungsbewegung durch die Sophisten und Sokrates gekommen. Die Sophisten waren die ersten, die die Kunst der Argumentation für teures Geld als ein Produkt auf den Markt bringen konnten, weil nun keine andere Autorität als die des besseren Argumentes zum Entscheid von strittigen Fragen angemessen schien.

Seither entfaltet sich das Dialogische. Erwähnen möchte ich Platos These, die wesentlichen Dinge ließen sich nur im mündlich geführten Miteinander sinnvoll an- und besprechen. Im schon zitierten siebenten Brief wird gesagt: „Von mir wenigstens gibt es keine Schrift darüber und wird es sicher auch nie eine geben; denn das lässt sich nicht in Worte fassen wie andere Wissenschaften, sondern aus dem Zusammensein in ständiger Bemühung um das Problem und aus dem Zusammenleben entsteht es plötzlich wie ein Licht, das von einem springenden Funken entfacht wird....“ Und weiter: „Wenn ich glaubte, es müsse in befriedigender Weise der breiten Öffentlichkeit schriftlich und mündlich vermittelt werden, was hätte ich Schöneres als das in meinem Leben tun können, Schöneres als den Menschen eine große Heilslehre niederzuschreiben und das Wesen der Dinge für alle ans Licht zu ziehen? Aber ich glaube, dass die Wiedergabe dieser Forschungen für die Menschen nichts Gutes bedeuten würde, außer für ganz wenige, und diese wären imstande, auf Grund einer kurzen Anleitung selbst die Sache zu finden, und von den übrigen würde es die einen in ganz ungehöriger Weise

mit übel angebrachter Geringschätzung gegen die Philosophie erfüllen, die andern mit verstiegenem und törichtem Selbstbewusstsein, als ob sie weiß wie etwas Herrliches gelernt hätten.“

Im Phaidon – worüber ich gerne im Gespräch berichte – wird die Ambivalenz der Erfindung der Schrift von Plato ausführlich diskutiert.

Die antike Arkandisziplin verwahrte sich gegen das unverständige Nachplappern; dieses macht blasiert. Vor allem aber dagegen, dass Wissen in die Hände Unbefugter gerät oder solcher, die böse Absichten verfolgen. Wissen darf nur in die Hände derer gelangen, die auch über das nötige Gewissen verfügen.

Des ungeachtet formt Platon den Dialog als literarische Gattung bis zur Perfektion. Dialoge dienten ihm zur dramatischen Darstellung der Dialektik. Es sind übrigens vielfach nur Einladungen zum Eintritt in die Akademie. Und unversehens entpuppt sich der schreibende Platon als Monologiker. Die Dramaturgie der dialogischen Form macht die Herausarbeitung einer Frage oder These anschaulich und den Stoff lebendig. Solche Kunstdialoge sollen nur zur wirklichen Dialogik hin öffnen.

Bereits Platon kennt den inneren Dialog als Gespräch der Seele mit sich selbst. Augustin versteht das Selbstgespräch als anonymes Beten. Im Vertrauen auf das Wort, das fleischgeworden ist, scheut er nicht die Anteilnahme der anderen daran. Die Gefahr des Exhibitionismus und Voyeurismus bei der Darstellung fürchtet Augustin nicht und bringt seine „Confessiones“ in den Rang der Weltliteratur. Vorausgegangen waren die Soliloquien, eine Zwiesprache der Vernunft mit dem „Ich“. Hierfür gab es Vorläufer, z.B. Marc Aurels intellektuelle Rechenschaft. Berühmt geworden ist auch das Proslogion des Anselm von Canterbury, das im Geist des Gebets verfasst ist.

Ein Höhepunkt dialogischer Haltung begegnet uns dann in der Dialogkultur des Mittelalters, in den scholastischen Disputationen, vollendet durchgeführt bei Thomas von Aquin. Dazu möchte gerne gleich noch etwas mehr sagen.

Auch in der Neuzeit wird der Form nach der Dialog bevorzugt, aber nun wird der Leser nicht mehr unmittelbar angesprochen, sondern in der Vermittlungsgestalt als dieser. Descartes´ Texte etwa sprechen stets den Leser an, ziehen in hinein in die Reflexion und machen ihn zum Intimus des Autors. Aber trotz dieser formal gesprächsartigen Anrede empfindet man

deutlich die trapsende Nachtigall. Bezeichnet für die Neuzeit ist der Einsatz beim Subjekt: ICH denke – und vom Subjekt her wird alles ausgeleuchtet.

Ein typisches Beispiel für den neuen Ton sind die Essais von Montaigne. Dennoch darf man behaupten: die Kultur des Abendlandes ist ganz und gar gebaut nicht nur auf den Logos, sondern auch auf den Dialog. Zentrales Ereignis der neueren Philosophie ist die Herausbildung des dialogischen Denkens bzw. der Dialogphilosophie. Mit den Worten Bubers: Das Wesen des Dialogs ist zu unterscheiden vom Dialog als Erscheinung. Mit Dialogen als literarischer Form ist es nicht getan. Das religiöse Denken bricht sich in der personalistischen bzw. Dialog-Philosophie Bahn. Wieder nur noch ein Fingerzeig.

Im Tagebuch von 1916/17 schreibt Ferdinand Ebner:

„Der Philosoph meint, aus dem Traum des Lebens erwacht zu sein, weil er die Traumhaftigkeit des Lebens durchschaut. Er merkt dabei gewöhnlich wohl nicht, dass das Philosophieren selber nichts anderes sei als ein Träumen – ein Träumen vom Geiste.

...

Der Geist schlummert in uns wie in einer Gruft und träumt. Er träumt von seinem Erwachen und erwacht doch nie. Es ist ihm oft genug zumute, als warte er auf den Blitzstrahl, der den Deckel der Gruft zertrümmern müsse und von dem er das Erwachen hoffen dürfe. Der Blitz aber leuchtet nicht auf.“

„Gewöhnlich erlebt der Mensch am anderen Menschen nur die chinesische Mauer seines Ichs. Freilich gibt es Menschen genug, die es einem oft unendlich schwer machen, mit ihnen Mensch zu sein. Aber man sollte auch ihrer nicht müde werden, nicht müde, auch in ihnen den Menschen zu suchen, unabhängig von allem »Entgegenkommen«.“

Ebners Zugang zum Dialogischen e negativo hat gegen Bubers Versuch, positiv zu zeigen, wie das Ich erst am Du zum Ich wird, den Vorteil, dass hier unser Leiden an der Vergegnung präzise in Worte gefasst wird.

Bubers Zeugnis vom echten Gespräch stellt vor allem auf Rückhaltlosigkeit im Verkehr mit anderen ab. Vorrangig ist die Intention (Ausspannung) auf das Du, damit zwei Personen wesensmäßig einander angehen können. Das vollzieht sich im Zwischen, oft genug ohne Worte, etwa im Blick zweier aneinander vorüber eilender Fremder, wo dennoch einer dem andern zu verstehen geben kann, dass er den anderen meint. Buber wird nicht müde, von Vergegnung und Begegnung zu sprechen. Begegnung hat mit dem

Gegenüberstand zu tun. Der Dialog schließt das Ringen miteinander nicht aus.

Dialogisches Leben ist nicht eines, in dem man viel mit Menschen zu tun hat, sondern eines, in dem man mit den Menschen, mit denen man zu tun hat, wirklich zu tun hat.

In der Streitkultur des scholastischen Lehr- und Schulbetriebs, zu der ich abschließend etwas sagen möchte, hätte Martin Buber das schönste Beispiel für die Möglichkeiten des Dialogischen finden können. Vermutlich hat er die Ergebnisse der Thomas-Forschung des 20. Jahrhunderts nicht aufgegriffen, weil diese damals wie heute fast nur im Raum der Mediävistik, der katholischen Theologie und der neuscholastischen Philosophie zur Kenntnis genommen werden. Von Thomas, der vor etwa 750 Jahren wirkte, spreche ich abschließend, weil ich meine, hier befinde sich die Kultur des Gesprächs auf einem nie wieder erreichten Höhepunkt. Es ist wohl kein Zufall, dass bei ihm die zu Beginn meines Vortrags aufgezeigte Differenz von Philosophie und Religion in eine ausbalancierte Einheit gebracht wird.

Charakteristisch für Thomas ist die dialogische Entwicklung seiner Thesen, die man beim Aufbau seiner articuli studieren kann. Diese Vorgehensweise hat zur Folge, dass man über Seiten hinweg in seinen Werken höchst überzeugend formulierte gegnerische Argumente findet, die der Gegner nicht besser hätte darstellen können. „An der Formulierung ist schlechterdings nicht zu erkennen, dass Thomas sie ablehnt; es findet sich nicht die Spur einer Hindeutung auf die Schwäche des Arguments, nicht die leiseste Nuance einer ironischen Übertreibung. Der Gegner selber spricht; und es ist ein Gegner, der offenbar ausgezeichnet in Form ist, ruhig, sachlich, maßvoll. Alle Argumente hören sich – in der Formulierung, wohlgemerkt, des ... Thomas selbst – sehr plausibel und vernünftig an. Man ist, von dem bei uns üblich gewordenen Stil der Polemik her, auf so etwas nicht gefasst.“ In dieser Verfahrensweise, die den Gegner mit seiner abweichenden oder auch bloß entgegengesetzten Meinung ... besser, klarer, überzeugender, als der Gegner selbst es vermöchte, darstellt, zeigt sich der geistige Stil von Thomas: eine in Zucht genommenen Gegnerschaft, der Geist des echten Streitgesprächs, das »Streit« ist und dennoch »Gespräch«.“ (Josef Pieper)

Thomas schließt an Aristoteles, nicht an Plato an. Auch Aristoteles, dessen Denkstil zunächst gar nicht dialogisch, sondern thetisch und systematisch zu sein scheint, sagt, zuerst müsse, wer die Wahrheit finden wolle, die Meinung derer bedenken, die anders urteilen. Er spricht von dem gemeinsamen Werk der Disputation, bei dem es darauf ankomme, ein guter Gefährte und Mitarbeiter zu sein. Das steht in der Topik des Aristoteles. »Ohne das achte Buch der Topik« – so sagt Johann von Salisbury – »disputiert man, wie es sich gerade trifft, aber nicht mit Kunstverstand«, non disputatur arte, sed casu. – Damals also, im zwölften Jahrhundert, werden die Spielregeln des Streitgespräches kunstgerecht formuliert und entwickelt: »Zu jeder disputatio legitima gehört: **Frage, Antwort, These, Zustimmung, Verneinung, Argument, Beweisführung, abschließende Formulierung des Ergebnisses.** (Magister Radulfus)

Wie schon bei den Sophisten kommt es auch im Mittelalter zu Entartung und Missbrauch, rein formalistischer Spiegelfechtere und das Gedankenturnen. Thomas ist frei davon. Er konstruiert seine Texte mit Artikeln: der articulus formuliert zunächst die zur Rede stehende Frage und beginnt dann so, dass nicht schon der Autor selber spricht, dass vielmehr die Gegenstimmen zu Wort gebracht werden; danach erst nimmt der Autor selber das Wort (corpus), zunächst zu einer systematisch entwickelten Beantwortung der Frage und dann zu einer Erwiderung auf die einzelnen Gegenargumente. Wenn man sich den scholastischen articulus gereinigt dächte vom Staub des Gewesenen – er wäre, so sagt Josef Pieper, eine geradezu aufregende Sache! Ein aktuelles, uns angehendes Problem wird formuliert, als Frage; dann kommen, in präzisester, knappster Fassung, die Schwierigkeiten zu Wort, die wirklichen, gewichtigen Gegenargumente; dann eine klare, geordnete Darlegung der Antwort; endlich, von dieser systematisch entwickelten Antwort her, eine genaue Erwiderung auf die Gegenargumente – und das Ganze auf den Raum von ein- zwei Druckseiten komprimiert. »Kein Schriftsteller«, sagte Gilson, »hat je mehr gesagt mit weniger Worten« als Thomas von Aquin.

Thomas hat diesen Stil eingeübt in der disputatio de quolibet, der »freien« Diskussion, bei der das Thema von den Zuhörern jeweils unmittelbar zuvor bestimmt wurde. Von 1256 bis 1259 hat Thomas regelmäßig zwei große Disputationen in der Woche gehalten. Von Thomas kann man lernen: Wer immer den Dialog, das Gespräch, die Disputation, das Streitgespräch als eine

Grundform der Wahrheitsfindung versteht, der hat zuvor schon gedacht und gesagt, dass zur Wahrheitsfindung offenbar die gemeinsame Anstrengung von vielen nötig ist. Für Teamarbeit muss man geschäftsfähig sein.

Gespräch geschieht nicht nur im Miteinanderreden, sondern auch im Aufeinanderhören. Die erste Anforderung lautet also: Auf den Partner hören, sein Argument, seinen Beitrag zur gemeinsamen Suche genauso wahrnehmen, wie er selbst, der Partner, sein eigenes Argument versteht. Es gab eine Spielregel der *disputatio legitima*, die schlicht dieses Hören erzwang: Niemandem war gestattet, auf einen Einwurf des Gesprächspartners unmittelbar zu antworten; vielmehr musste er vorher den gegnerischen Einwand mit eigenen Worten wiederholen und sich ausdrücklich vergewissern, dass der andere genau das gleiche meine.

Übrigens hat schon Sokrates diese Regel wenn nicht formuliert, so doch befolgt. In der Disputation des »Phaidon« über die Unsterblichkeit wiederholt Sokrates zunächst die Einwände, die seine Freunde, widerstrebend, gemacht haben. Und dann fragt er: »Ist es dies, Simmias und Kebes, was wir jetzt zu bedenken haben? Sie sagten: ja, dies sei es.« »Dass uns nur nichts entgeht«, fügt Sokrates dann noch hinzu.

Solches Zuhören achtet nicht von Anfang an auf die »schwachen Stellen« des Gegners, nicht sofort auf die Widerlegbarkeit seiner Argumente, sondern es zielt allein auf die tiefere Erfassung des Sachverhalts. Es handelt sich hier nicht bloß um »Anständigkeit«, erst recht nicht um irgendeine vage »Bescheidenheit«. Wer eine Meinung widerlegen will, muss sie sich noch ein wenig besser aneignen als der, welcher sie am besten verteidigt. Man hört daher zu, um die eigentliche Stärke des gegnerischen Argumentes voll zu ermessen. Thomas scheint anzunehmen, dass man die möglichen Einwände gegen eine These nicht selber im Voraus erkennen und konstruieren kann. Das Konkrete der Situation, aus welcher betrachtet der Sachverhalt vielleicht ein neues Gesicht zeigt, dies Konkrete ist nicht errechenbar. In jeder ernsthaften konkreten Äußerung kommt etwas von der vielgesichtigen Realität selber zur Sprache; das heißt, es ist immer etwas Richtiges und Wahres daran; und bei diesem Etwas, das vielleicht minimal ist, muss die Korrektur ansetzen, wenn sie überzeugen soll.

Wahrer Dialog lebt vor allem vom Respekt vor der Würde des anderen, ja aus der Dankbarkeit gegen ihn. »Man muss sie beide lieben, sowohl die, deren Meinung wir teilen, als auch die, deren Meinung wir ablehnen. Beide nämlich

haben sich bemüht um der Erforschung der Wahrheit willen, und beide haben uns hierin Hilfe geleistet«. Thomas hat einen Gegner so widerlegt, wie man einen Schüler unterweisen würde.

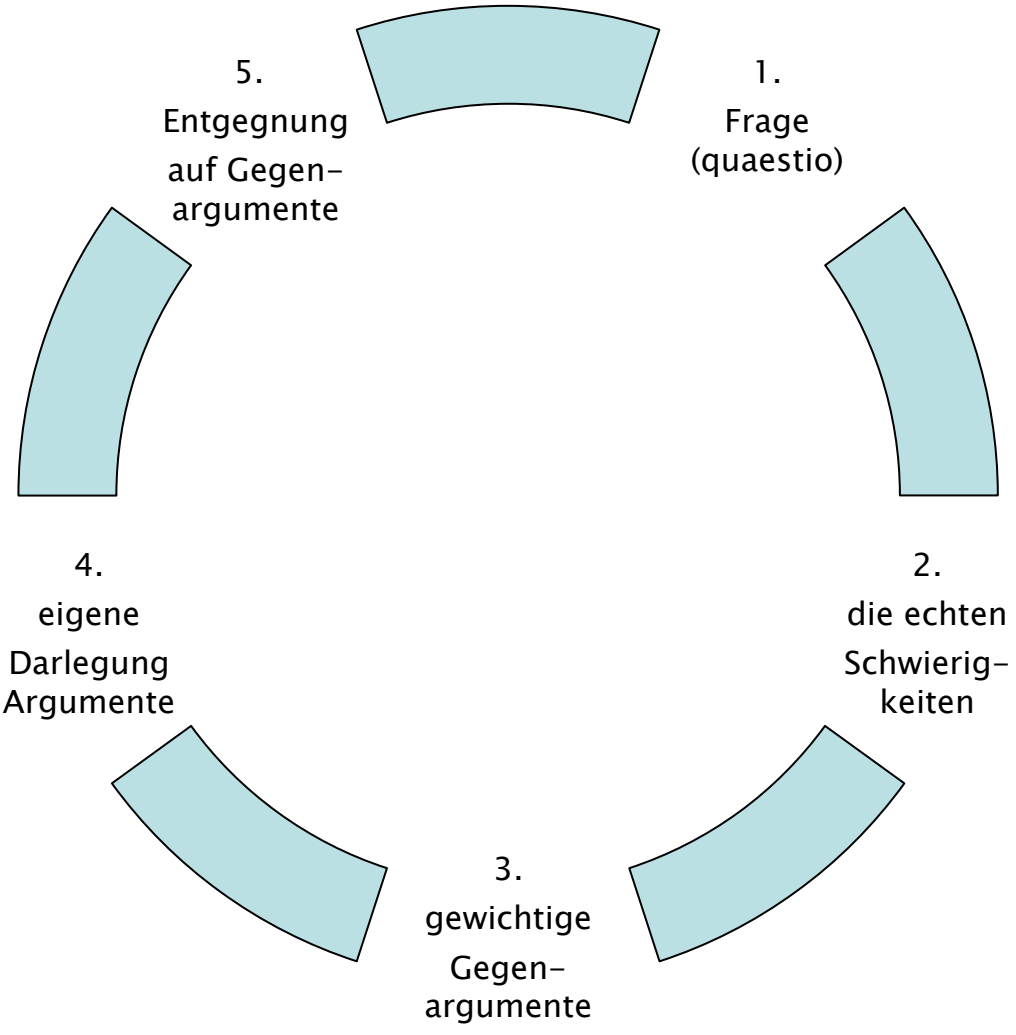
Disputatio heißt aber nicht nur, dass man auf den anderen höre, sondern auch, dass man zu dem anderen hin spreche. Der Disputationspartner ist bereit, sich zu stellen und »Rede zu stehen«. Er setzt sich der Korrektur aus. Und nur so geschieht jenes wechselseitige Einander-Widerstehen, von dem Thomas sagt, dass auf keine Weise sonst die Wahrheit besser offenbar werde: »Eisen wird durch Eisen geschärft« [Spr. 27, 17].

Kant hat einmal gesagt: »Widerlegt zu werden ist ... keine Gefahr, wohl aber, nicht verstanden zu werden« – er hat Thomas offenbar gut verstanden. Es gilt, als Subjekt durch Intersubjektivität objektiv zu werden. Wer statt aufzuklären lieber Aufsehen erregen will, taugt nicht zum Dialog.

Ich will hier schließen. Es war viel die Rede vom Hören. Es gibt ein Präfix zu diesem Wort, wodurch aus Hören ein Aufhören wird. Dem will ich nun, obschon so viel noch ungesagt bleiben musste, entsprechen. Ihr Wohlwollen ist schon lange genug in Anspruch genommen. Ich höre aber nur mit dem Vortragen auf, nicht damit, im Dialog zu bleiben. So freue mich auf die Fortsetzung² des Gesprächs in einer anderen Form und danke, dass Sie mir so lange ihr Ohr geliehen haben. Ich gebe es hiermit zurück und leihe Ihnen nun auch das meine.

² ... und Weiterarbeit am Thema: Erst nach Abschluss der Ausarbeitung bin ich auf Heinrich Rombach, Die Gegenwart der Philosophie. Die Grundprobleme der abendländischen Philosophie und der gegenwärtige Stand des philosophischen Fragens, Freiburg 1962 gestoßen, der in großartiger Analyse auf die Differenzen der Wirkräume von Philosophie in Antike und Mittelalter aufmerksam macht: mit dem Hinweis auf die Differenz von Gespräch und Disputatio. Diese Analyse bestätigt auch die Differenz einer Explikation der Vernunft vom Logos und vom Dialog.

Struktur des Artikels im Rahmen einer Disputatio:



1. Das Wort (Sache) und die geistigen Realitäten (Ich und Du)

- a) Einsatz beim Wort: Heraklit und der *griechische* Logos (Sachlichkeit)
- b) Einsatz beim „Inhaber des Worts“: die *biblische* (personale) Tradition

2. Dialog als *Form* und das Dialogische als *Haltung* (Dialogik)

- a) Der Dialog kann das Dialogische vortäuschen (Dialektik)
- b) Gerade im Streitgespräch verwirklicht sich echter Dialog
- c) Sache *und* Person: Erkennen und Anerkennung verbinden

3. Höhepunkte der Dialog-Kultur und Entfaltung des dialogischen Prinzips

- a) Platon: Geschriebene Dialoge und das lebendige gesprochene Wort
- b) Augustin: innerer Dialog und Zwiesprache mit Gott: Beten und Denken
- c) Descartes und Montaigne: der subjektivistische Ansatz beim Ich
- d) Dialogisches Denken von Feuerbach bis Buber, Ebner und Rosenzweig: *Intersubjektivität*, Personalismus und Dialogik

4. Etymologische und systematisierende Hinweise zu rhetorischen Figuren

- a) Gespräch
- b) Diskussion
- c) Debatte
- d) Diskurs
- e) Disput
- f) Disputation

5. Das echte Gespräch: Skizze in Erinnerung an Martin Buber

6. Inbegriff der öffentlichen Dialogkultur: Thomas v. Aquin und die disputatio

Anhang:

„Die Bereiche dialogischen und monologischen Lebens decken sich auch dann nicht mit denen des Dialogs und des Monologs, wenn man von diesen die lautlosen, ja gebärdelosen Formen mit einbezieht. Es gibt nicht bloß große Sphären dialogischen Lebens, die der Erscheinung nach nicht Dialog sind, es gibt auch Dialog, der es nicht als Leben ist, das heißt: der vom Dialog die Erscheinung, aber nicht das Wesen hat. Zuweilen sieht es gar so aus, als gäbe es nur noch solchen.

Ich kenne dreierlei Dialog: den echten – gleichviel, geredeten oder geschwiegenen –, wo jeder der Teilnehmer den oder die anderen in ihrem Dasein und Sosein wirklich meint und sich ihnen in der Intention zuwendet, dass lebendige Gegenseitigkeit sich zwischen ihm und ihnen stifte; den technischen, der lediglich von der Notdurft der sachlichen Verständigung eingegeben ist; und den dialogisch verkleideten Monolog, in dem zwei oder mehrere im Raum zusammengekommene Menschen auf wunderlich verschlungenen Umwegen jeder mit sich selber reden und sich doch der Pein des Aufsichangewiesenseins entrückt dünken. Die erste Art ist, wie gesagt, selten geworden; wo sie sich erhebt, und sei es in noch so »ungeistiger« Gestalt, wird für den Fortbestand der organischen Substanz menschlichen Geistes Zeugnis abgelegt. Die zweite gehört zum unveräußerlichen Kerngut der »modernen Existenz«, wiewohl sich hier immer noch in allerlei Schlupfwinkeln die wirkliche Zwiesprache verbirgt und gelegentlich in ungebührlicher Weise, freilich immer noch öfter überlegen geduldet als geradezu Anstoß erregend, etwa im Tonfall eines Bahnschaffners, im Blick einer alten Zeitungsverkäuferin, im Lächeln des Schornsteinfegers, überraschend und unzeitgemäß hervortaucht. Und die dritte ...

Eine Debatte, in der man seine Gedanken nicht so äußert, wie man sie vordem im Sinn hatte, sondern sie im Reden so zuspitzt, wie sie am empfindlichsten treffen können, und zwar, ohne sich die Menschen, zu denen man redet, irgend als Personen gegenwärtig zu halten; eine Konversation, die weder von dem Bedürfnis, etwas mitzuteilen, noch von dem, etwas zu erfahren, noch von dem, auf jemand einzuwirken, noch von dem, mit jemand in Verbindung zu kommen, bestimmt ist, sondern allein von dem Wunsch, das eigene Selbstgefühl durch das Ablesen des gemachten Eindrucks bestätigt oder ein ins Wanken geratenes gefestigt zu bekommen; eine freundschaftliche Unterhaltung, in der jeder sich als absolut und legitim und den andern als relativiert und fragwürdig ansieht; ein Liebesgespräch, in dem der eine wie der andere Partner die eigene herrliche Seele und ihr kostbares Erlebnis genießt: – Welch eine Unterwelt antlitzloser Truggebilde!

Dialogisches Leben ist nicht eins, in dem man viel mit Menschen zu tun hat, sondern eins, in dem man mit den Menschen, mit denen man zu tun hat, wirklich zu tun hat.

(Martin Buber, Zwiesprache, in: ders: Das dialogische Prinzip, Heidelberg 1973, 166f.)